



Abb. 92 Wettmershagen FStNr. 2, Gde. Calberlah, Ldkr. Gifhorn (Kat.Nr. 157). Baumstammbrunnen. (Foto: I. Eichfeld)

**157 Wettmershagen FStNr. 2,
Gde. Calberlah, Ldkr. Gifhorn
Unbestimmte Zeitstellung:**

Vor dem Eingang in die Räume der Kreis- und Stadtarchäologie stehen seit Langem zwei Segmente eines großen Baumstammbrunnens sowie ein weiteres offenbar dazugehöriges Fragment (Abb. 92). Die genaue Herkunft des Brunnens war lange Zeit unklar. Dank einer Anfrage von B. Kühn aus Wettmershagen ließ sich die Fundgeschichte nun aber klären. Der Brunnen stammt demnach aus der Baugrube eines „Neubaus“, der 1974 im alten Dorf unmittelbar südlich des Ritterguts errichtet worden war. Um die genaue Zeitstellung zu ermitteln, soll eine naturwissenschaftliche Datierung durchgeführt werden.

F; FM: B. Kühn, Wettmershagen; FV: Komm.Arch. Gifhorn
I. Eichfeld

Landkreis Goslar

**158 Goslar FStNr. 179,
Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar**

Neuzeit:

Seit Oktober 2021 führen die Arbeitsstelle Montanarchäologie und das Weltkulturerbe Rammelsberg – Museum und Besucherbergwerk ein gemeinsames Forschungsprojekt zur NS-Zwangsarbeit am Rammelsberg durch. Das Projekt wird durch die Friede Springer Stiftung finanziert. Ziel des Vorhabens ist es, durch historische wie auch archäologische Untersuchungen Orte und Räume zu erforschen, in bzw. an denen Frauen und Männer vor fast 80 Jahren zur Arbeit gezwungen wurden. Im April 2022 begannen dazu Ausgrabungen unterhalb des Herzberger Teiches, wo den historischen Quellen zufolge zwischen 1943 und 1945 das Männerlager bestanden hatte. Dem gingen eine geophysikalische Prospektion und eine Sondengängerbegehung voraus.

Die geophysikalische Prospektion wurde durch Eastern Atlas GmbH & Co. KG durchgeführt. Eingesetzt wurden dabei sowohl das Georadar als auch die Geomagnetik (Abb. 93). Das Georadar fand auf der versiegelten Fläche des heutigen Parkplatzes statt. Sie lässt Rückschlüsse auf Strukturen bis in eine Tiefe von 2,5 m zu. Dabei konnten verschiedene Anomalien lokalisiert und mit historischen Plänen georeferenziert werden. Obwohl in diesem Bereich keine Ausgrabungen stattfinden können, ließen sich so bereits mehrere Befunde ansprechen. Dazu gehört u. a. ein Leitungsgraben, der quer zu dem Parkplatz in Richtung der Waschbaracken führte. Eine weitere Anomalie steht in Zusammenhang mit der Grundmauer einer Wohnbaracke. Weitere Anomalien sind möglicherweise mit alten bergbaulichen Strukturen zu verbinden. In dem Bereich sind etwa alte Mundlöcher von Wasserläufen und auch ein Schacht belegt.

Auf der südlich angrenzenden Wiesenfläche ergab die Geomagnetik durch lineare Strukturen Hinweise auf Mauerzüge sowie großflächige, rechteckige Bodenstörungen. Diese Bereiche sind im Anschluss mit einer Sonde begangen worden. Ausschläge direkt innerhalb der Grasnarbe wurden direkt eingemessen und geborgen. Tiefere Signale wurden als Befund oberflächlich markiert und im Boden belassen. Als Funde traten u. a. an der westlichen Seite bereits Reste eines Maschendrahtzaunes zutage.

Auf Grundlage der vorhandenen historischen Pläne sowie der Ergebnisse der Prospektionen wur-

Abb. 93 Goslar FStNr. 179, Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 158). Ergebnis der Geophysikalische Untersuchungen in grau, links: Georadar, rechts: Geomagnetik. Am rechten Bildrand der Teichdamm des Herzberger Teiches. (Grafik: G. Drechsler)



Abb. 94 Goslar FStNr. 179, Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 158). Geplante und bereits angelegte Schnittflächen auf der Wiese unterhalb des Teichdammes. (Grafik: G. Drechsler)



den insgesamt neun Schnitte angelegt, die auf der ganzen Fläche verteilt lagen (Abb. 94). Damit sollte die Lage und die Ausdehnung der Baracken erfasst werden, die aus den überlieferten historischen Plänen nicht eindeutig hervorgehen. Die Grabungsarbeiten wurden gemeinsam mit Schülern der Adolf-Grimme Gesamtschule in Oker, mit Teilnehmern eines internationalen Jugend-Workcamps und Studierenden der Universität Hannover ausgeführt.

Bereits nach Baggerabzug der Humusdecke

wurden in vier Schnitten Gebäudebefunde festgestellt. Dazu zählen betonierete Bodenplatten und Grundmauerreste. Hinzu kommen zahlreiche Lesefunde, bei denen es sich einerseits um bauliche Reste handelte, wie z. B. Mörtel oder Fliesenbruchstücke. Andererseits handelt es sich v. a. um Alltagsgegenstände, darunter in großer Anzahl Glas- oder Keramikscherben (Abb. 95). Bis auf Schnitt 1 wurde in allen Schnitten Bauschutt festgestellt, der von der späteren Einplanierungsphase stammt.



Abb. 95 Goslar FStNr. 179, Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 158). Lesefunde aus der Einplanierungsschicht. O. M. (Foto: G. Drechsler)



Abb. 96 Goslar FStNr. 179, Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 158). Ausgrabung von Schnitt 2 an der Wasch- und Abortbaracke. Am unteren Bildrand ist der Betonboden zu sehen, am oberen Bildrand die Bodenfliesen einer Nasszelle. (Foto: G. Drechsler)

Schnitt 2 und Schnitt 3 befanden sich im Bereich eines Gebäudes, das als Wasch- und Abortbaracke in unterschiedlichen Ausführungen in den überlieferten Plänen eingezeichnet ist. Während in Schnitt 2 bis jetzt nur die Bodenplatte sowie der Beginn eines gefliesten Bereiches freigelegt wurden (*Abb. 96*), konnte in Schnitt 3 bereits ein Hinweis auf einen Umbau des Gebäudes festgestellt werden.

Dabei handelt es sich um eine tieferliegende Bodenplatte mit einem Abfluss (*Abb. 97*). Dieser wurde mit Ziegeln zugemauert und darüber eine neue Bodenplatte aus Beton aufgebracht. Auf der tieferliegenden Betonplatte konnten an einigen Stellen Reste eines gelben Lackanstrichs festgestellt werden. Im Norden der Fläche befand sich losgelöst ein größeres Stück zersetztes Linoleum, bei dem noch nicht klar ist, ob

Abb. 97 Goslar FStNr. 179, Gde. Stadt Goslar, Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 158). Ausgrabung von Schnitt 3 an der Wasch- und Abortbaracke. Am unteren Bildrand der ältere Betonboden mit später zugemauertem Abfluss (rechts) und die jüngere Betonplatte mit rotem Anstrich darüber. (Foto: K. Malek-Custodis)



es ursprünglich an dieser Stelle lag. Die neue Bodenplatte wies auf der ganzen Fläche einen rötlichen Anstrich auf. Die Außenmauern wurden hier allerdings noch nicht erreicht. Der Plan von 1943 zeigt eine quadratische Baracke, die im Osten nicht bis zum Schnitt 3 reicht. Auf dem Plan von 1944 ist hingegen ein rechteckiges Gebäude eingezeichnet. Seine Ausmaße passen zu den bis jetzt erfassten Bereichen im Schnitt 3. Die Arbeiten stehen noch am Anfang. Die bis jetzt vorgefundenen Lesefunde lassen keine genaue Differenzierung zwischen den letzten Kriegsjahren und der Nachkriegszeit zu. 1948 wurde das Gebäude zu Wohnungen für displaced people umgebaut und bis Ende der 1950er Jahre genutzt. Anfang der 1960er Jahre erfolgte der Abbruch. Bisher erfolgten die Ausgrabungen nur in dem Einplanierungshorizont der Nachkriegsjahre. Die Schichten aus der NS-Zeit werden in den nächsten Grabungskampagnen erreicht.

Lit.: GROSSEWINKELMANN et al. 2021: J. Großewinkelmann / K. Malek-Custodis / H. Haßmann, Das Projekt „Räume der Unterdrückung. Neue geschichtswissenschaftliche und archäologische Forschungen zu Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen am Erzbergwerk Rammelsberg im Harz“. Der Anschnitt 73 / 6, 2021, 299–304. – VÖGEL 2001: B. Vögel, Zwangsarbeit am Rammelsberg. In: R. Rosenheck (Hrsg.), Der Rammelsberg. Tausend Jahre Mensch-Natur-Technik 1 (Goslar 2001) 238–255. –

VÖGEL 2003: B. Vögel, „Wir waren fast noch Kinder“. Die Ostarbeiter vom Rammelsberg (Goslar 2003). F; FM: K. Malek-Custodis / G. Drechsler (NLD, Arbeitsstelle Montanarchäologie; FV: NLD, Arbeitsstelle Montanarchäologie

K. Malek-Custodis / G. Drechsler

159 Zellerfeld, Forst FStNr. 662, Gfg. Harz (Ldkr. Goslar), Ldkr. Goslar
Frühe Neuzeit:

Der Kommunionharz-Atlas von 1680 verzeichnet am Beginn des Großen Mönchstals, östlich der Bergstadt Clausthal, eine kleine Signatur „Münch“. In den zugehörigen Texterläuterungen heißt es, dass dort ein „taliter qualiter“ (d. h. unsauber, so gut es eben geht) in den Fels gehauener Mönch zu finden sei, von dem der Name des Tals herrühre. Für den Harz ist dies der früheste Beleg sog. „Venedigersteine“, die hier auch „Mönchssteine“ genannt werden und von denen der Mönchsstein am Brocken der wohl bekannteste – sowie mit Abstand eindeutigste – ist.

Es handelt sich dabei um Felsflächen mit Petroglyphen, die von einfachen Strichgruppen über konkrete Symbole bis hin zu figürlichen Abbildungen reichen. Der Volksmund deutet sie pauschal als verschlüsselte Wegemarken (vgl. Gaunerzinken) sog. „Walen“ bzw. „Venediger“. Im engeren Sinne soll es sich dabei um fremdländische Prospektoren han-

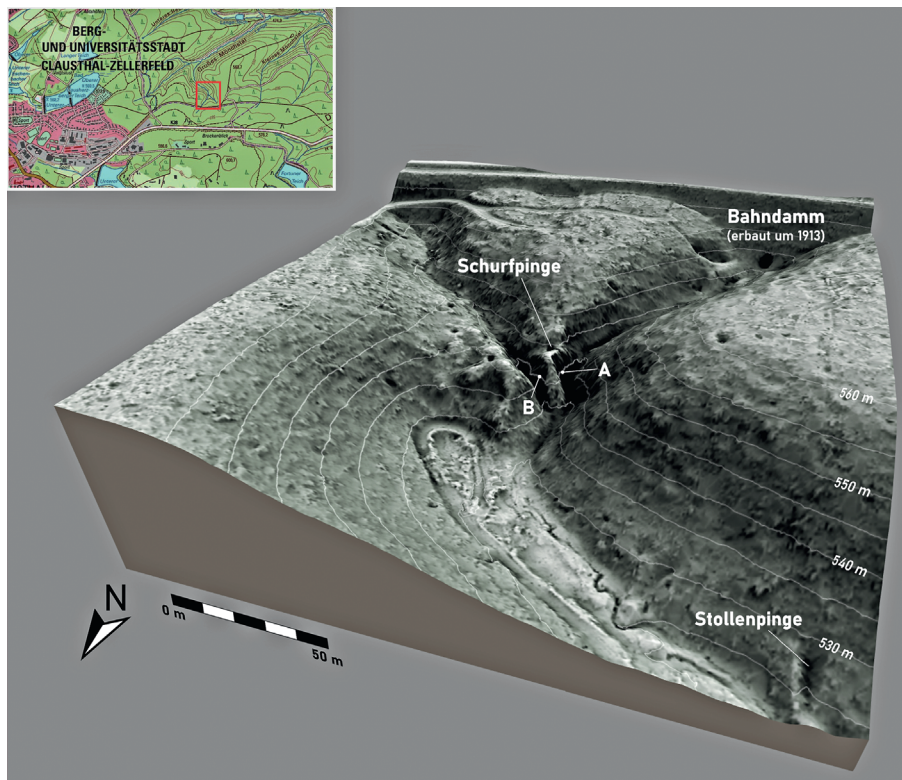


Abb. 98 Zellerfeld, Forst FStNr. 662, Gfg. Harz (Ldkr. Goslar), Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 159). ALS-generiertes Geländemodell der Umgebung der Fundstelle im Großen Mönchstal. A: Position der Petroglyphen in der Westklamm, B: Position der Petroglyphen in der Ostklamm. (Grafik: R. Piehl)

deln, die in den Mittelgebirgen des 15./16. Jhs. nach seltenen Mineralen für die venezianische Glasfärberei gesucht haben (KNOLLE/REINBOTH 2017, 183). Von anderen historischen Gruppen, die unter Misachtung des Bergregals nach Bodenschätzen – namentlich Goldseifen – schürften (sog. Kuxgänger), lassen sie sich in den Quellen jedoch kaum unterscheiden. Zudem greifen in jüngerer Zeit niedergeschriebene Volkssagen häufig Motive aus Magie- und Zwergenfolklore auf, was wohl mit ein Grund sein mag, weshalb die Thematik bisher vor allem in volks- und heimatkundlichen Beiträgen behandelt wird. Nach fachlicher Überprüfung stellen sich (ohnehin recht willkürlich) als „Venedigersteine“ angesprochene Gebilde dann bisweilen auch als natürliche Verwitterungserscheinungen heraus, andere Male finden sich für etwaige Petroglyphen näherliegende Erklärungen ohne bergbaulichen Kontext (z. B. territoriale Grenzmarker). Bei einer heterogenen Objektgruppe wie dieser ist das von Fall zu Fall neu zu bestimmen, wobei die Möglichkeit eines montangeschichtlichen Bezugs auch nicht *a priori* ausgeschlossen werden sollte: so hat HOMANN (1993) für den Harz gezeigt, dass sich in zahlreichen Bächen, die mit „Venediger“-Überlieferungen in Verbindung

stehen, tatsächlich Goldseifen im Sediment nachweisen lassen.

Bezüglich des Großen Mönchstals berichtete im 19. Jh. noch eine Volkssage davon, dass es dort ein altes bergmännisches Felsbild gäbe, dessen genauen Standort aber bisher niemand wiedergefunden habe. Dies gelang auch nicht, als mehrere Heimatkundler in den 1930er und 1950er Jahren das Gebiet prospektierten. 1977 meldete der Speläologe F. Reinboth, stattdessen auf eine Reihe von anderen Petroglyphen gestoßen zu sein (s. u.), die sich an der im Kommunionharz-Atlas verzeichneten Stelle befinden (LAUB 1993, 51). Zuletzt wurde das Gebiet 2021 bei der Überprüfung lokaler Bergbaurelikte durch die Arbeitsstelle Montanarchäologie des NLD begangen.

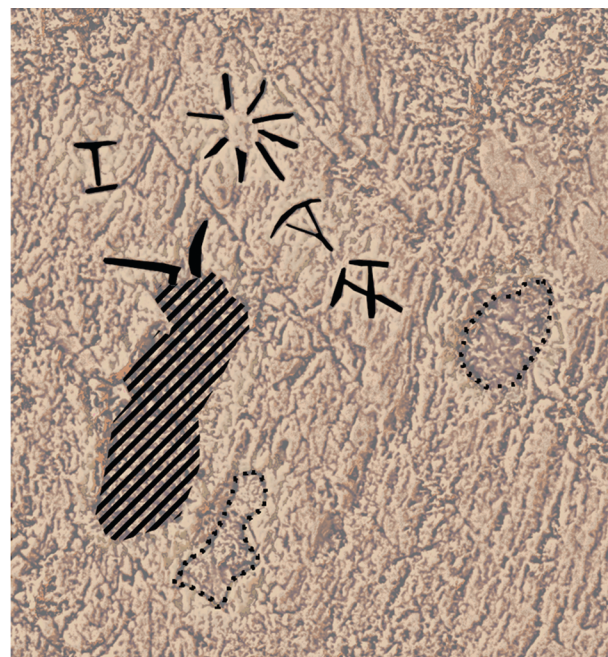
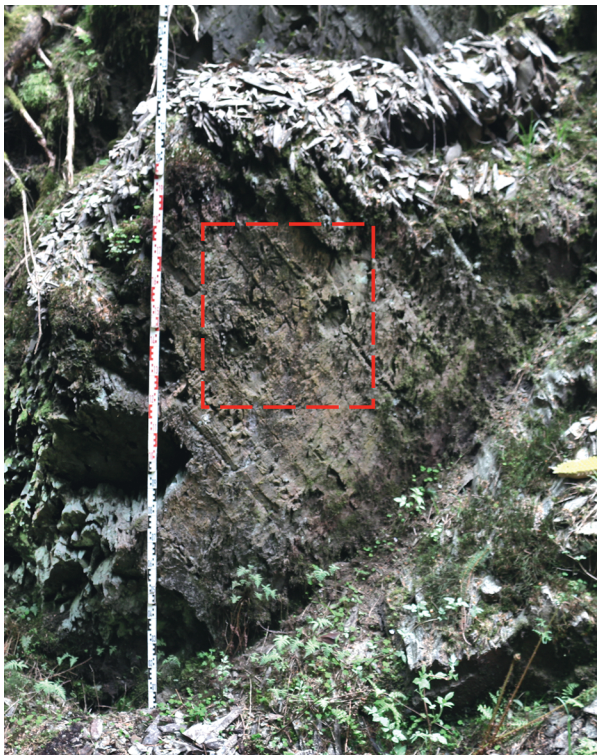
Der betreffende Arm des Großen Mönchstals bildet hier ein breites Kerbsohlental, durch das ein Bach mit kiesigem Sediment fließt. Dieser entspringt aus zwei eher seitlich einmündenden Erosionsrinnen, die zur Talflanke hin zusammenlaufen und dort jeweils eine bis zu 7 m tief in den anstehenden Tonschiefer einschneidende Klamm ausbilden. Auf der schmalen Geländeschulter dazwischen befindet sich eine 1,1 m tiefe Schurfpinge (Abb. 98).

Die Wände der Westklamm sind von tief in den Fels hineinragenden Spalten gezeichnet, vor und in denen sich herausgewittertes Schuttmaterial angesammelt hat. Dazwischen fällt eine quer zur Streichrichtung freigelegte Felsfläche von etwa 1,9 m Höhe auf, die auf dem Bachniveau ansetzt. In ihrem oberen Drittel wurden die von Reinboth beschriebenen Petroglyphen, dem Einfallen der Schichten folgend, eingehauen: Ein Schlägel-Eisen-Symbol, darüber eine Y-förmige Glyphe mit Querbalken und ein Sonnensymbol sowie ein I (?) in der Schicht daneben. Neu erkannt wurden zudem eine darunterliegende, flächig retuschierte Zone, aus der oben noch zwei Linien als Überrest weiterer Glyphen herausragen, und zwei kleinere, flächig eingearbeitete Vertiefungen (Abb. 99).

In der Ostklamm zeigt sich die rechte Uferwand zunächst ähnlich zerklüftet und verwittert wie die Wände der westlichen. Die linke, der Schurfpinge zugewandte Uferwand der ansonsten schmalen Klamm ist hingegen auf einem 6,5 m langen Abschnitt künstlich nach hinten versetzt, womit sich eine etwa rechteckige Tagebaugrube von ca. 3 m Breite ergibt. Dort ist erneut eine quer zur Streich-

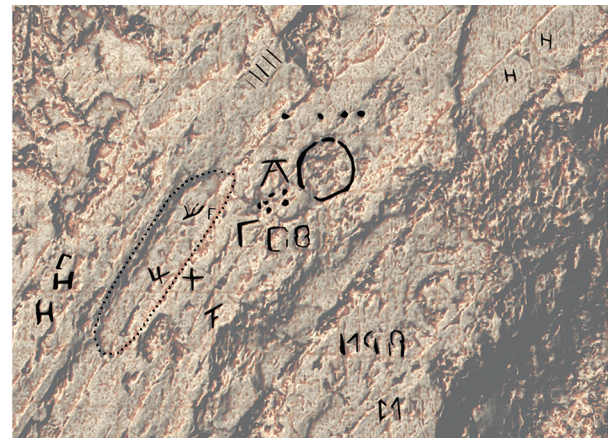
richtung der Schichten freigelegte Felsfläche (3,4 m breit, min. 2 m hoch) zu sehen, die in Einfallrichtung von einer tiefen Spalte durchschnitten wird. Zunächst fallen auf der glatten Fläche etliche Arbeitsspuren ins Auge, die von zumeist senkrecht zur Wand geführten Keilhauenschlägen herrühren. Durch gezielt herausgeschlagene Abplatzungen wurde der Stoß an einigen Stellen auch schon auf die dahinterliegende Klufffläche abgetragen. Regellos verteilt finden sich hier weitere Petroglyphen, die aber weniger ausgeprägt sind als jene in der Westklamm: in einer kartuschenförmig eingearbeiteten Vertiefung ein W (?), ein F und weiter unten eine 4-förmige Glyphe. Umher liegen ein Kreuz, ein F und mehrere H. Auf Kopfhöhe wiederum findet sich ein Lambda (oder A) mit darüber liegendem Querbalken, Rechteckformen und ein Kreis. Ein Cluster von runden Schlagmarken in diesem Bereich ist womöglich ebenfalls als Glyphe zu deuten. Ebenso wie bei einigen weiteren eingearbeiteten Winkeln kann dies aber noch nicht mit Sicherheit gesagt werden (Abb. 100).

Das 1680 erwähnte Mönchsbild konnte nicht aufgefunden werden. Möglicherweise befand es sich einst an der jetzt retuschierten Stelle in der West-



50 cm

Abb. 99 Zellerfeld, Forst FStNr. 662, Gfg. Harz (Ldkr. Goslar), Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 159). Felsfläche in der Westklamm, rechts ein SfM-Modell mit hervorgehobenen Petroglyphen. Die Schraffur markiert die retuschierte Stelle. (Grafik: R. Piehl)



50 cm

Abb. 100 Zellerfeld, Forst FStNr. 662, Gfg. Harz (Ldkr. Goslar), Ldkr. Goslar (Kat.Nr. 159). Felsfläche in der Ostklamm, rechts ein SfM-Modell mit hervorgehobenen Petroglyphen. (Grafik: R. Piehl)

klamm. Von den übrigen Felsmalen ist das bergmännische Schlägel-Eisen-Symbol das eindeutigste. Zur darüberliegenden Glyphe könnte ein populärer Erklärungsansatz angeführt werden, der solch konfuse „Venedigerzeichen“ als Wegmarken deutet, die ergiebige Schurfstellen sowie nahegelegene Orientierungspunkte im Gelände zeigen sollen. Sie könnte demnach als Skizze der beiden Quellbäche sowie der Lage eines hindurchstreichenden Erzgangs interpretiert werden. Vielleicht verweist das Sonnensymbol dabei auf Gold. Die Bedeutung des I lässt sich nicht erschließen, was auch für die meisten Petroglyphen in der Ostklamm gilt (etwa die generischen Winkel und Kreuze). Versuche, in der 4 das Zinn-Symbol (𐌆) oder in dem Lambda mit Querbalken eine angedeutete Haspel zu sehen, bleiben vorerst reine Spekulation. Lediglich für das mehrfach erkennbare H findet sich ein Hinweis: In einer frühneuzeitlichen Berichtsammlung über „Walen“ im Erz- und Riesengebirge („Nachricht von Wahlen“, C. G. Lehmann, hrsg. 1764) wird es als Hinweis auf Seifengoldvorkommen angeführt. Passend dazu konnte HOMANN (1993, 191) etwas flussabwärts der Tagebaugrube eine geringe Goldseifenführung im Bachsediment nachweisen.

Für konkretere Aussagen über den Sinngehalt der Petroglyphen wären aber weitreichendere historische Recherchen nötig. Eine archäologische Grabung könnte hingegen klären, inwieweit – und wenn ja: wann – hier tatsächlich Erze abgebaut wurden.

Zu überprüfen wäre etwa, ob es sich bei der tiefen Felsspalte in der Ostklamm um eine ausgeräumte Vererzung handelt (was den Deutungsansatz der Y-Glyphe mit Querbalken bestärken würde). Als vielversprechend könnte sich zudem eine Untersuchung der umliegenden, stark zerklüfteten Felswände auf Arbeitsspuren sowie der vernässten Sohle der Tagebaugrube erweisen. Sollte sich dabei tatsächlich ein Seifengoldvorkommen nachweisen lassen – entweder residual im anstehenden Gestein oder alluvial im Sediment – dürfte der Fundplatz neue Erkenntnisse über die montanarchäologisch selten fassbare Pioniertechnologie der Seifengewinnung erbringen. Im Verbund mit den Petroglyphen würde er dann auch einen direkten bergbaulichen Bezug im Rahmen der Harzer „Mönchsstein“- und „Venediger“-Folklore darstellen.

Lit.: HOMANN 1993: W. Homann, Die Goldvorkommen im Variszischen Gebirge, Teil II. Das Gold im Harz, im Kyffhäuser-Gebirge und im Flechtinger Höhenzug. Dortmunder Beiträge zur Landeskunde. Naturwissenschaftliche Mitteilungen 27, 1993, 149–265. – LAUB 1993: G. Laub, Venedigerzeichen im Mönchstalgebiet. Allgemeiner Harzer Bergkalender 1993, 51–54. – KNOLLE / REINBOTH 2017: F Reinboth / F Knolle, Venedigersteine in der Nationalparkregion Harz, Unser Harz 9, 2017, 181–183.

F; FM: F Reinboth, Nordhausen / NLD, Arbeitsstelle Montanarchäologie

R. Piehl